



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Soyaux, Herman: Ein Gottesgericht in West-Afrika.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

der Rauch seinen Weg durch die Absonderung hindurchnimmt, welche sich in Kopf, Rohr und Spitze angelesen hat, und da er hierdurch sein Arom mit häßlichen Düften mischt. Höchstens eine kurze einfache Cigarrenspitze ist erlaubt. Am besten aber bringt man die Cigarre direct an den Mund.

Unrecht ist es, die Cigarre mit den Zähnen zu fassen, abscheulich endlich, sie zu zerkauen. Je trockner das Mundstück bleibt, desto sauberer und desto duftiger wird die Cigarre sein. Sparsamkeit ohne Ueberlegung nennen wir es, wenn jemand eine ausgegangene Cigarre, die stundenlang gelegen hat, wieder in Angriff nimmt, weil eine solche die Zunge beißt und die Nase nicht vergnügt.

Wir bemerken noch, daß man wohlthut, nicht unmittelbar vor dem Schlafengehen und nicht sofort nach dem Aufstehen sowie nicht bis kurz vor der Zeit, wo man sich zu Tische setzt, zu rauchen. Im ersten Fall sichern wir uns durch die anempfohlene Enthalttsamkeit ein baldiges Einschlafen; im zweiten bewahren wir uns vor der Wirkung, die der Tabak selbst auf manchen alten und wohl-disciplinirten Raucher hat, wenn er nüchtern genossen wird; im dritten bringen wir guten Appetit, die beste, und keinen Tabaksgeschmack, die schlechteste Würze, mit zum Mahle.

Ein Gottesgericht in West-Afrika.

Von Herman Sotiaux.

Allen unentwickelten Völkern ist der Tod nicht die nothwendige Folge des Lebens, sondern die Wirkung einer geheimen von erzürnten Göttern oder bösen Zauberern ausgeübten Macht; ihnen kommt der Gedanke nicht, daß auf natürlichem Wege das warme Blut erstarren, das leuchtende Auge brechen, und der Körper seine lebenäußernden Funktionen einstellen könne.

Auf jeder Stufe des geistigen Entwicklungsganges fühlt der Mensch das Bedürfniß, für alle Erscheinungen im Leben und in der Natur, für alle Vorfälle einen Grund und Urheber zu erforschen und kennen zu lernen. Jeder gebildete Mensch weiß, daß der Tod folgerichtig eintreten muß und in der Abnutzung der Kräfte, in dem „allgemeinen Verbrennungsproceß“ seinen letzten Grund finde. Der Ungebildete glaubt an die Zauberkraft eines Menschen oder die Machtäußerung eines Geistes als die Ursache des Todes. Warum sollte daher nicht der Wilde zu demselben Glauben und zu dem Wahne ge-

langen, daß auch Menschen vermögen, geheime Zauberkräfte zur Herbeiführung eines Todesfalles wirken zu lassen. Die Idee, daß der Mensch ohne Beeinflussung solcher das Leben endender Kräfte ewig leben könne, finden wir auf dem ganzen Erdball, bei den Patagoniern, den Australiern, den Abiponen am Paraguay, den Papuanen auf den Hebriden, den Fidjiansulanern und den Negern.

Vereint aber mit diesem Wahnglauben tritt auch derjenige an Rechts-offenbarungen auf, die Gott ordnungsmäßig und kunstgerecht befragt, ertheilen müsse. Noch augenblicklich ist das „Gottesgericht“ bei einigen Dravidastämmen in Süd-Arabien, bei Brahmanen-Hindus, bei den Papuanen Neu-Guineas und den Negern der Goldküste in vollem Brauch.

In Süd-Afrika finden wir als Mittel zur Vollziehung des Gottesgerichtes den Genuß eines Giftes, welches, in Loango „N-kassa“ genannt, von der pulverisirten Rinde eines Caesalpinienbaumes (*Erythroeum guineense*) bereitet wird. Wer der Schuld eines Todesfalles bezichtigt wird, fällt dem Gottesgericht anheim; er erhält zu dem Zweck von dem N-ganga (Zauberpriester) das Giftpulver eingegeben. Wirkt dasselbe als Vomitiv, so ist seine Unschuld glänzend erwiesen, und dieselbe Menge, die den Beschuldigten vorher in fanatischem Eifer schlug und peinigte, beschimpfte und mit Roth bewarf, feiert dann zu Ehren des Unschuldbeweises die glänzendsten Feste. — Bleibt das Gift jedoch im Magen, so wirkt es tödtend, und gewöhnlich wird dem Leben des Ueberführten, schon ehe das Gift den Tod bewirkte, durch Verbrennen ein Ende gemacht. Im Süden Angolas erhält auch an Stelle des Angeklagten ein Hund, den er selbst zu wählen hat, das Gift — natürlich in verringerter Menge, und falls das Thier stirbt, wird der nun für schuldig Gehaltene zum Tode oder zur Sklaverei verurtheilt. —

Daß es bei den Gottesgerichten nicht immer in rechtmäßiger Art und Weise zugeht, versteht sich von selbst, — ist ja doch die Hierarchie mit im Spiele. Ist die Meinung des N-ganga derjenigen der Ankläger aus irgend welchen Gründen entgegengesetzt, so ist die Wirkung des Giftes als Brechmittel sicher, der Angeklagte schuldlos und man schreitet zur Untersuchung eines Anderen, gewöhnlich des Anklägers. Prinzen sind vom N-cassa-Essen ganz frei, und häufig müssen die einmal Angeschuldigten à tout prix sterben. Den letzteren Fall und zwar in scheußlichster Weise hatte ich einmal Gelegenheit anzusehen.

Es war in Chinchoro — der Station der ersten deutschen Expedition zur Erforschung Central-Afrikas — am Morgen des 19. October 1874. Wie stets hatte ich schon frühzeitig mein Lager verlassen und stand am Abhang der Dünenklippe in's Meer schauend und die langsam in's Land ziehende Brise in die Brust saugend. — Unermüdllich wie immer, ob am Morgen

oder Abend, am Tage oder zur Nachtzeit, schob der Atlantische Ocean seine Ränderwellen auf den hellen Strand, der erst in einiger Entfernung vom Wasser eine arme, aber eigenthümlich schöne Vegetation zeigte. In gefälligen, oft schwungvollen Arabeskenlinien verschlangen sich auf hellgelbem Grunde die Ranken einer violettblüthigen Bohne mit großen, lederglänzenden Blättern mit denen von Trichterwinden, deren weiße und rosa Blumen dem Lichte des kommenden Tages sich schüchtern zu erschließen begannen. Einsörmig großartig brauste das Meer seine Morgenhymne, und donnernd zerschellten die Wogen in der Brandung zu unzähligen Gischtatomen. Mit der friedvollen Ruhe, die ein großartiges Naturbild in die empfängliche Seele legt, sah ich in die dunkle, wallende und wogende Fläche des Meeres, dessen Fernen sich mit dem Blau des Himmels zu einer Linie verbanden. Allmählig wurde es heller, der Sterne mattflimmerndes Licht verblaßte ganz, sanfte Lichthauche wehten verheißend über den Himmelraum, und dann schoß plötzlich hinter den Bergen, die gegen das Innere des Landes die Landschaft umsäumten, ein Strahl hervor, der „des Morgens goldflammende Majestät“ verkündete. Die Sonne stieg auf. Sie glühte bald durch die laublosen Aeste der Baobabbäume, bald verbarg sie sich, wie in einen Schleier gehüllt, hinter den zitternden Blättern der Fiederpalmen. Sie weckte die Schläfer aus der Ruhe. Sich dehrend und gähmend erhoben sich vom Erdboden im Hofe die schwarzen Bursche, die nach halbdurchtanzter, frühlicher Mondnacht unter dünnen, weißbaumwollenen Tüchern des Morgenschlammers gepflogen; der Tag kam und mit ihm Arbeit und Sorgen. Das fast vergangene Feuer wurde von Neuem angefacht und sandte blaue Rauchwölkchen in den frischen Morgenwind, der sie hinübertrug zu den Hütten des Negerdorfs am Fuße des Berges. Auch dort sah ich Bewegung; zwischen den Palmblattdächern der niedrigen, kleinen Häuschen huschten weiße Gestalten umher, Feuerbrände irrten hierhin und dorthin, da loderte eine angefachte Flamme auf, und Schafe und Ziegen riefen nach der Weide. Kein friedlicheres Bild als das eines Negerdorfs im Scheine der Frühsonne! Noch ist es frisch, und Alles scharrt sich um die erwärmenden Feuer, in denen die Matskolben zum leckern Mahle geröstet werden; Gelächter allenthalben, Plaudern und Erzählen vom vergangenen Tage, von den Träumen der Nacht und von der — „Arbeit“ des heutigen Tages. Doch plötzlich ändert sich die Scenerie. Dampfer Trommelschall klang vom Dorfe hohl und unheimlich herüber durch die friedvolle Morgenstille. Aber auch die Natur harmonirte nun mit der Mußk, unheilswangere Wetter zogen über den Bergen auf, und eine graue Wolke verdeckte die Sonne, die vor Kurzem noch so fröhlich strahlte.

Da kam auch schon der Dolmetscher. Seine Rede begleitete er mit den dem Neger eigenthümlichen ausdrucksvollen Gesten und erklärte mir, daß in

unserem Nachbar-dorfe N-zala ein Gottesgericht stattfinden werde; er setzte hinzu, daß, wenn wir Lust hätten, wir demselben beiwohnen könnten. Auf mein Befragen nach dem Grunde der Ceremonie, theilte er mir mit, daß vor Kurzem ein junges Mädchen „aus guter Familie“ an der Schlafsucht (doença de somno der Portugiesen), einer jenen Gegenden — besonders Mossamedes — und auch Brasilien eigenthümlichen und noch nicht genügend aufgeklärten Krankheit, gestorben sei, und daß nun in N-zala eine alte Frau als die Urheberin dieses Unglücksfalles, als „feitigeira“ verdächtigt sei und die Giftprobe durchzumachen habe. Schnell benachrichtigte ich meine Collegen, und wir beschloßen, nach eingenommenem Thee nach N-zala, etwa zweihundert Schritt hinter unserer Station zu gehen, um dem traurigen Schauspiel zuzusehen.

Bald mahnte uns der vermehrte Lärm und das Schreien und Johlen der Menge im Dorfe zum Ausbruch. Dasselbst angelangt, erfuhren wir, daß man durch unser Kommen, welches der Dolmetsch verheißt, sich sehr geschmeichelt fühlte und deshalb auf uns gewartet habe. Im Dorfe war ein großer, freier Platz, der mit feuchtem Lehm tennenartig gepflastert war; hier sollte das Gericht stattfinden. Zuvoorkommend setzten uns einige freundliche Einwohner des Dorfes, mit dem wir stets im lebhaftesten Verkehr gestanden, eine Bank zum Niederstz nahe dem Richtplatz auf. Mit unseren Jagd Waffen — es war die Zugzeit wilder Tauben — unter dem Gummimantel, denn es regnete schon stark, nahmen wir Platz und warteten der kommenden Dinge. — Nicht weit von uns zu unserer Linken stand eine Kartenhaus-ähnliche Hütte, unter welcher die Delinquentin gefesselt lag, in schweren eisernen Ketten, die der europäische Handel bereitwillig einführt. Vor der Oeffnung der Hütte stand der N-ganga des Dorfes, mit verschiedenen Farben abschreckend bemalt und mit Thierfellen und Federn grauenhaft und grotesk geschmückt. Er hielt der Frau eine eindringliche Rede, die er mit dem Geräusch der verschiedenen über der linken Schulter hängenden Klappern (die sich auch bei den Piaï, den Medicinmännern Südamerikas, als „maraka“ wiederfinden) und dem Läuten von Kupferglocken begleitete. Seine Worte enthielten die Anklage gegen die Frau, die Preisung der unparteiischen göttlichen Wirkung der N-cassa und die Aufforderung zum Genuß derselben. Natürlich weigerte sich die Alte; doch was half ihr das? Sie sollte gezwungen werden.

Wurde die Volksmenge durch den Widerspruch der Beschuldigten noch mehr gereizt, oder wollte sie in ihrer Weise bei Anwesenheit der Europäer renomniren, kurz die Wuth derselben steigerte sich und drückte sich in grausamer Weise aus. Die Frau wurde an der langen Kette, die mit einem Ringe um ihren Hals befestigt war, aus der Hütte gerissen und nun im

Dorfe zwischen den Häusern umhergeschleppt; halb ging oder lief sie, halb wurde sie gezogen oder gezerrt, wenn sie gestolpert, in die Kniee gesunken oder gestürzt war; dann sprangen Einige hinzu, um den nackten Leib der Armen mit der fürchterlichen Peitsche aus dem Schwanz des Stachelrochen zu schlagen, stießen ihn mit den Füßen und spieen ihn an. Immer wieder richtete die Schmerzgepeinigte sich auf, wieder brach sie zusammen, bis sie, mit Schmutz und Lehm besudelt, einige Male im Dorfe die Runde gemacht hatte und endlich auf den Richtplatz gerissen wurde, wie man in unseren Kleinstädten ein Stück Vieh zur Schlachtbank schleppt. Nachdem die weißhaarige Alte, die uns in ihrer traurigen Lage um so ehrwürdiger erschien, und der wir leider durchaus nicht helfen konnten, auf diese Weise für die Wirkung des Giftes empfänglich gemacht war, nahm sie dasselbe mit der Ruhe der Verzweiflung. Ein Pulver von rostbrauner Farbe, wie zerriebene Chocolate, wurde ihr in drei kleineren Portionen vom N-ganga gereicht; die ersten beiden, etwa eßlöffelstarke Dosen erhielt sie trocken in den Mund geschüttet, die letzte, ebenso große Gabe aber mußte sie mit Wasser vermischt trinken. —

Die Sonne brach wieder durch, hell und freundlich überströmte sie uns alle, das arme Weib und ihre Ankläger mit ihrem Strahlengold; über uns rauschten Schaaren grüner Tauben durch die Luft, aber wer dachte an Jagd auf die Thiere, wo hier ein Menschenleben auf dem Spiele stand! — Trotzdem die Frau wußte, daß sie Gift genommen, schien sie doch von ihrer Unschuld und dem guten Ausgang überzeugt, denn wie hätte sie sonst auch nur einem Gedanken an ihr Aussehen Raum geben können. Aber in der That stand sie, nun von Allen gemieden, allein auf dem Platze und ordnete das Hüftentuch, welches beim Hin- und Herschleifen halb zersezt war, sie strich sich den Schmutz aus dem Haar und vom Körper und legte dann beide Hände über den welken, zerfleischten Busen, um ihn zu verdecken. Es war erschütternd anzusehen, und wir konnten dem Ausdruck des Schamgefühl's der Armen in diesem Moment unsere innere Bewunderung nicht versagen. Nun setzte sie sich auf eine Matte am Boden, um die Wirkung des Giftes abzuwarten. Sie kam, und zwar, wie wir nach der vorhergehenden Tortur der Frau nicht erwartet hatten, günstig! Sie erbrach in kleinen Absätzen das Gift. Als sie den Brechreiz fühlte, und er sich durch Räuspern bemerklich machte, rief ihr eine alte Frau, ihre Schwester, aus den Zuschauern einige freundliche Worte rathend zu. Sie sollte auf und abgehen; sie that es und, wie um ihre Ankläger und Feinde zu höhnen, streckte sie mit heftigen Bewegungen die Beine aus und straffte die Arme, als wolle sie die Kraft derselben, die ein Menschenalter gearbeitet, prüfen. —

Wir athmeten erleichtert auf. Aber unsere Freude war verfrüht; was half ihr der von „Gottesmacht“ herbeigeführte Unschuldsbeweis? Nur um so ärger wurde das Schreien der Menge, und man warf uns Weißen böse Blicke zu, denn der N-ganga, schlau wie alle Priester, hatte sich zu helfen gewußt, — „die Macht ihres Gottes könne sich nicht offenbaren, wenn wir Weiße dabei wären!“ — eine Ausrede eines Jesuiten würdig. Der Priester verordnete, das Gift zum zweiten Male zu geben, und wir wünschten einen Blitz vom heitern Himmel hernieder oder eine Schwadron Husaren zum Einhauen in die Menge; ich glaube wir hätten kein Erbarmen gekannt. Am meisten empörte uns, daß wir statt jener Feierlichkeit und jenes Ernstes, den wir bei dieser Gelegenheit erwartet hatten, nichts weiter fanden, als die Lust an den Qualen der Alten, nichts als eine Tragikomödie, schlecht gespielt von böshafsten Buben. Das Treiben ekelte uns an, retten konnten wir das Weib, das uns bittende Blicke zuwarf, auf keine Weise, daher wendeten wir der grauenvolle Scene den Rücken und kehrten traurig heim. —

Noch einmal sollten wir aber in Aufregung versetzt werden. Nach einer Stunde fast hörten wir, daß das Weib das Gift auch zum zweiten und dritten Male von sich gegeben habe, dennoch aber zum Feuertode geführt werde. Einer meiner Collegen und ich sahen die Dorfleute mit der in einer Matte getragenen Verurtheilten die Berge hinansteigen. Dem ersten Impuls der Empörung über dieses unmenschliche Thun folgend, griffen wir zur Waffe und stürmten den Grausamen nach. Doch auf dem Berggipfel angelangt sahen wir nichts mehr von den Verfolgten; in den Steppenbergen und Thälern konnten wir die Spuren nicht mehr finden. — Einen Tag darauf erfuhren wir, daß die schon halbtodte Frau wirklich verbrannt worden sei. —

Man hat bisher stets das Vorhandensein der Idee einer Fortdauer der Seele nach dem Tode bei den Negern bestritten. Jedoch mit Unrecht. Die Neger opfern ihren Todten, wenn sie durch böse Träume heunruhigt oder geängstigt werden, um den Geist eines Verstorbenen, dem sie im Leben Unrecht gethan zu haben glauben, zu versöhnen. Gerichtete Zauberer aber gehen nach dem Glauben der M-balundu-Neger im Süden des Coanza als eine Art Wärmwolf im Jenseits um, und wie wir die Unsterblichkeitsidee in der Beigabe von Weizenkörnern zu den Mumien bei den Aegyptern, der Dattelkerne in den Gräbern der Altbabylonier, der Maiskörner in denen der Carabenvölker ausgedrückt finden, so spricht sich dieselbe bei den Massongo in Cassandsche dadurch aus, daß sie in den Gräbern ihrer Jagas die nothwendigsten Lebensbedürfnisse und sieben lebende Jünglinge, für verschiedene Dienstleistungen bestimmt, verschütten. —